

Werk

Titel: Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste; Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften

Verlag: Breitkopf

Jahr: 1746

Kollektion: Rezensionenzeitschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556860969_0002

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969_0002

LOG Id: LOG_0039

LOG Titel: Abschnitt

LOG Typ: section

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556860969

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556860969>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

IV.

Traité de la Profodie Françoise,
par Mr. l'Abbé d'Olivet. A Paris, nou-
velle Edit. 1746. in 8.

Das ist

Des Abts von Olivet Tractat, von
der französischen Profodie 2c.

Die erste Ausgabe dieses Büchleins ist schon 1736. zu Paris herausgekommen, es ist auch hernach, wo wir nicht irren, mit einer andern Schrift des Verfassers zusammenge- druckt worden. In Deutschland wird es indessen noch nicht vielen bekant seyn, und da es der Mühe werth ist, zu wissen, was denn unsre Nachbarn, die, soviel aus ihren eigenen Scribenten und Kunst- richtern bekant ist, kein Sylbenmaaß haben, und nicht wissen, was in ihren Versen die Scansion ist, durch die Profodie verstehen: so wollen wir einen kurzen Auszug aus den Lehren eines ihrer besten Kunstrichter von dieser Materie geben.

Der Hr. Abt theilt sein Werkchen in fünf Ab- schnitte. Der I. davon handelt etliche vorläufige Fragen ab; Der II. handelt von den Accenten; Der III. von dem Hauche oder der Aspiration; Der IV. von der Quantität, oder Sylbenlänge; im V. endlich will er zeigen, wozu die Kenntniß der französischen Profodie dienen könne. Damit

niemand denke, es wäre eine Kleinigkeit, sich um Sylben zu bekümmern, so merkt er an, daß die ersten Gründe und Anfänge aller Wissenschaften nichts prächtiges und glänzendes an sich haben, und daß man nichts nöthiges zu verachten habe. Man muß entweder die Beredsamkeit, Dichtkunst, und Sprachkunst wegwerfen; oder gestehen, daß wenn es schön ist, die schönen Wissenschaften zu treiben, die dem menschlichen Verstande Ehre machen, man auch die Gründe nicht verachten müsse, ohne welche sie nicht vollkommen seyn können. Er setzt hinzu, daß vielleicht nach aller angewandten Mühe die franzöf. Sprache noch nicht den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit erreicht habe; und daß vielleicht, in derjenigen Mundart, die sie zu verstehen glauben, noch eine neue Sprache entstehen werde, wenn man auf dem von ihm gebahnten Wege fortgehen wolle.

Die erste Frage des Hrn. Olivet ist, was die Prosodie sey? Und er sagt, sie sey die Art eine jede Sylbe regelmäßig, das ist nach dem gehörigen Accente, dem Hauche, und der Länge, die jeder Sylbe besonders zukommen, auszusprechen. Diese drey Stücke erklärt er einigermaßen; und meynt, daß aus der Erhebung des Tones in der Aussprache der Accent, aus der Rauigkeit oder Gelindigkeit die Aspiration, und aus der Dauer der Zeit, die man im Aussprechen einer Sylbe zubringt, die Länge oder Kürze entstehe. Von diesen dreyen Stücken glaubt er, daß sie allen Sprachen eigen sind. Denn was ist den Ohren unerträglicher, als eine bestän-

beständige Monotonie? Selbst in dem Geschreye der Thiere, oder was sonst einen fortdauernden Ton giebt, wird eine Veränderung wahrgenommen.

Sind aber die Grundsätze der Prosodie willkürlich, oder festgesetzt? Der Herr Abt glaubt das erste, von denen gar zu neuen, und von denen noch unausgearbeiteten Sprachen, die nur noch unter einem groben Volke geredet werden: das letzte hergegen, von denen, die schon ein gewisses Alter haben, und bey geschiedten und witzigen Völkern im Schwange gehen. Im Anfange sind alle Sprachen rauh und grob gewesen: allmählich aber sind die Menschen aus einen natürlichen Triebe zur Ordnung und Anmuth eins geworden, auch die Töne mit den Werkzeugen der Sprache in eine gewisse Verhältniß und Uebereinstimmung zu bringen. Worinn dieselben hier bestehen, ist eine physikalische und sehr schwere Frage: man hat sie aber auch nicht nach Regeln, sondern durch die Uebung erfunden *. Es ist etwas langsam damit hergegangen; allein es giebt hier keinen andern Weg, sowohl unsrer Nothdurft zu statten zu kommen, als unser Vergnügen zu befördern. Doch in einem Lande hat dieses schleuniger geschehen können, als in einem andern, wo nämlich die Natur irgend Menschen mit geschicktern Werkzeugen der Sprache

N 3

her-

* Eben dieß ist von der lateinischen und griechischen Prosodie wahr; welche nach dem bloßen Gehöre dieser Völker erfunden worden, ehe die Kunstrichter sie in gewisse Regeln gebracht.

hervorgebracht hat. Denn diese haben gleich ihrer Mundart eine bessere Gestalt; und einen sanftern Wohlklang gegeben: da hergegen anderwärts alles viele Jahrhunderte beym Alten bleibt. Man weiß, daß die Griechen ihre Prosodie, sowohl als die Römer, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht: wenigstens, was die Länge und Kürze der Sylben betrifft. Den Accent betreffend, haben die heutigen Chineser ein so scharfes Gehör, daß ein und dasselbe, und zwar einsylbige Wort, bis elf verschiedene Bedeutungen hat, wenn es in verschiedenem Tone ausgesprochen wird.

Höher als auf Francisci des 1. Zeiten kann ein Franzose nicht zurückgehen, wenn er wissen will, wenn die Prosodie in seinem Lande bekannt gewesen *. Die gelehrten Männer und guten Köpfe womit derselbe seinen Hof zierte, gaben ihrer Sprache einen Wohlklang und ein gelehrtes Ansehen, das sie vorhin nicht gehabt hatte. Er nennt daher also diesen König nicht den Wiederhersteller sondern den Vater der schönen Künste in Frankreich **. Unter Carl dem IX. war die Dichtkunst in Frankreich im höchsten Ansehen; und selbst die Grün-

* Hier zeigt sich das größere Alterthum der unsrigen augenscheinlich: denn wenn man ja dem Ottfried, der im IX. Jahrh. geschrieben, kein Sylbenmaaß zugestehen wollte: so ist es doch unleugbar, daß Winsebek im XII. Jahrh. es bereits beobachtet hat.

** Dieses ist bey uns Carl der Große, jenes aber Friedrich der Rothbart gewesen.

Gründe zu dem allen, was unter Ludewig dem XIV. gebauet worden, sind damals geleyet worden. Hier muß man also die ersten Spuren der französischen Prosodie suchen; und da wird man mehr davon finden, als in allen heutigen Sprachlehren und Redekünsten der Franzosen.

Zwar den Accent der Alten kann man iso nicht mehr wissen: denn der gedruckte Accent ist nicht der prosodische. Die heutige Aspiration aber hält der Hr. Abt noch für dieselbe, die vormals üblich gewesen. Allein die Quantität oder Länge und Kürze der Sylben, ist bey den Alten viel bekannter und ausgemachter gewesen, als heute zu Tage. Jodelle einer von der poetischen Plejas, unter Heinrich dem II. hat im 1553. J. ein Distichon, das aus Spondäen und Dactylen bestund, drucken lassen *. Er hat also geglaubt, die französische Sprache sey eines griechischen und römischen Sylbenmaßes fähig. Und er hat ganz recht gehabt; obgleich unser Verfasser es hier noch nicht entscheiden will, und es nachmals, aus gewissen unzulänglichen Gründen gar verwirft. Wenigstens muß man dazumal die Quantität der Sylben für etwas bekanntes gehalten haben.

Pasquier erzählt, daß der Graf von Alcinois, Hendecasyllaben gemacht; dergleichen er selbst, auf

M 4

des

* Bey uns hat Rebhuhn ein evangelischer Prediger zu Plauen schon im 1540. Jahre ein Buch in Versen voll allerhand jambischer und trochäischer Verse, mit darüber gesetzten Quantitäten herausgegeben. S. der Crit. Beytr. 1. B. p. 682. u. f.

des Ramus Ersuchen, auch gethan, wie er denn ein solch Gedicht zur Probe mittheilet, welches acht und zwanzig Zeilen lang ist. Diese hatten bisher die Reime weggelassen; aber man war derselben gar zu gewohnt, als daß man sie nicht hätte vermissen sollen. Daher nahm man nunmehr beides zusammen: und dieses soll zuerst Marcus Claude von Buttet 1561. gethan haben. Die übrigen Dichter, die solches versuchet, übergeht Hr. Olivet mit Stillschweigen, weil sie ganz ins Vergessen gerathen sind *. Indessen hat doch diese Neuigkeit damals zu einer gelehrten Gesellschaft Anlaß gegeben, die 1570 gestiftet worden, pour travailler à l'avancement du language François, et à remettre sus, tant la façon de la Poesie, que la Mesure et reglement de la Musique anciennement usitée par les Grecs et Romains. Baif der Poet, und Courville der Tonkünstler, waren die vornehmsten Urheber derselben, und sie erhielten von Carl dem IX. der die pariser Bluthochzeit veranstaltet hat, eine königliche Bestätigung, darüber; darinn er sich auch selbst für ihren Beschützer erklärte. Heinrich der III. sein Bruder und Nachfolger, war eben so gnädig gegen diese Gesellschaft: allein die bürgerlichen Kriege und Baifs Tod haben ihr ein Ende gemacht.

Indes-

* Daher sieht man, daß solche Art scandirter Verse den Franzosen zu schwer gefallen; da hergegen dieselben bey uns durchgehends eingeführt worden, und ganz überhand genommen haben.

Indessen haben doch Passerat, Desportes, u. a. m. nicht aufgehört, scandirte Verse zu machen: aber sie sind auch die letzten gewesen. Der Verfasser bedauert es, daß sie diese ihre Kunst nicht in Regeln gebracht, und hinterlassen haben: denn freylich haben sich ihre Nachfolger, die nicht alle ein so zartes Gehör hatten, ohne eine Anweisung nicht finden können, was sie für lang oder kurz halten sollten. Heinrich Stephanus * hat nur obenhin davon gehandelt: Theodor Beza aber ist hierinn auf den Grund gegangen; † nur daß er zu kurz, auf vier oder fünf Seiten, die ganze Sache erschöpfen wollen. Aubigne, in der Vorrede zu gewissen metrisch übersetzten Psalmen, sagt: daß nicht Jodelle oder Baif die Erfinder dieser Versart im Französischen wären; sondern er habe eine französische Ilias und Odyssee in Hexametern gesehen, die Mouffet gemacht und drucken lassen, ehe jene noch in der Welt gewesen. Der Abt Olivet kannt sich aber nicht darinn finden, daß jene Dichter und Ramus, und Pasquier das nicht sollten gewußt haben: und in der That, müßte doch eine solche gedruckte Ilias und Odyssee noch irgendwo aufzutreiben seyn, wenn sie jemals vorhanden gewesen wäre.

Nun wirft Herr Olivet die Frage auf, warum doch die französische Prosodie, die vormals so be-

M 5

kannt

* In seiner *Precellence du langage François*. p. 12. 13. 14. und in *Hypomnesibus de Gallica Lingua*.

† In *Tract. de Francicae linguae recta pronuntiatione*. Genevae 1584.

Kannt gewesen, iſo ſo unbekannt ſey? Die erſte Urſache iſt, weil man, wie er ſagt, dieſelbe nicht nöthig zu haben geglaubt. Bey Griechen und Römern, meynt er, ſey nichts nothwendiger, und ſolglich auch leichter geweſen, als ihre Proſodie aufs genaueſte zu wiſſen: weil nämlich dieſelbe nicht nur einen Zierath, ſondern ſelbſt das Weſen ihrer Verſe ausgemacht. Und da das Leſen der Poeten den vornehmſten Theil ihrer Auferziehung ausgemacht: ſo hätten ſie die Verſe von Kindheit auf, gut ausſprechen gelernet. Ein Athenienſer oder Römer aus dem geringſten Pöbel würde einen Schauspieler ausgezeiſchet haben, wenn er auf der Bühne eine kurze Sylbe lang, oder eine lange kurz ausgeſprochen hätte. Allein ein Franzoſe wird alt, ohne es jemals weder geſehen, noch gehört, noch ſelbſt bemerkt zu haben, daß es längere, oder kürzere Sylben giebt. Die Griechen und Römer mußten alſo durchaus ſcandiren. Bey den Franzoſen aber würde es höchſtens nur eine Nebenzierde, eine kleine Anmuth ſeyn, wenn man es ja thun wollte. Und gleichwohl glaubt Herr Olivet, daß die Franzoſen übel thun, daß ſie ihre Proſodie verlaſchläſigen. Denn weil die Worte einmal das Werkzeug der Gedanken ſind: ſo ſey es löblich, ſie ſo einnehmend, überredend und gefällig zu machen, als es nur möglich iſt.

Die zweite Urſache warum die franzöſiſche Proſodie ſo unbekannt iſt, ſchiebt Herr Olivet auf diejenigen, die zwar am geſchickteſten wären, ihre Regeln zu unterſuchen, aber gerade die meiſten Vorurtheile dage-

dagegen einführen. Ein Gelehrter versteht Griechisch und Latein; er bewundert die Schönheit dieser Sprachen, und zwar mit Grunde: daß er aber denkt, unsre Prosodie sey deswegen ein Unding, weil sie der Alten ihrer nicht ganz gleich ist; das ist ein großer Irrthum. Eine jede Sprache hat ihre Art. Z. E. eine allgemeine Regel im Lateine ist, daß eine Sylbe lang ist, darinn nach dem Selbstlaute zwey stumme Buchstaben folgen: im französischen, sagt unser Abt, sey gerade das Gegentheil *. Denn eine Sylbe mit verdoppelten Mitlautern sey kurz. Von den Vocalen, sey es im Lateine eine ziemlich allgemeine Regel, daß ein Selbstlaut vor einem andern kurz sey: im französischen hergegen, werde da, wo ein stummes E das Wort schließt, die vorhergehende Sylbe lang †. Daraus schließt er

* Der Herr Abt macht hier zuerst die lateinische Regel zu allgemein; und besinnt sich nicht auf die mutas und liquidas, die keine Sylbe lang machen. Hernach ist es auch im französischen nicht richtig, daß eine jede Sylbe kurz ist, die zwey Mitlauter nach dem Selbstlaute hat. Der Selbstlaut erhält zwar einen scharfen Ton, aber die Sylbe bleibt lang. Z. E. Etönnément, dieß Wort hat zween Jamben in sich und gerade die beyden Sylben sind lang, die doppelte Mitlauter haben. Eben so ist es in Parent, talent, moment, amant, u. a. m. Doch ist es freylich nicht überall so.

† Auch hier bedenkt der Hr. Abt nicht, daß außer dem Falle des stummen E. am Ende, allemal die Selbstlaute, die vor einem andern Selbstlaute stehen, kurz sind: als Union, Orient, aimions, allusion, faignant, Craon, Lion, u. d. gl.

er: ein Gelehrter, der ihre Prosodie studieren wolle, müsse seine Vorurtheile ablegen. Quinault soll nichts als französisch gekonnt haben; und gleichwohl sind seine Verse besser zum Singen gewesen, als derer Poeten, die Griechisch und Latein gekonnt haben. **

Die dritte und letzte Ursache, warum die französische Prosodie sich je mehr und mehr verliert, das sind die Aenderungen der Rechtschreibung, die seit sechzig und mehr Jahren eingeführet worden. Man hat die meisten Buchstaben, die in der Aussprache nicht gehöret worden, ausgelassen: allein das billigt Herr Olivet nicht, weil diese Buchstaben die Aussprache fest setzen konnten; weit gefehlt, daß sie ihr hätten schaden sollen. Man schrieb z. E. il plaist, il paist, anzudeuten, daß man die Sylbe lang ziehen müsse: da man hergegen iso fait und fait ganz kurz weg spricht. Man verdoppelte auch vormals die Selbstlauter in aage, roole, bailler, raaler; um die Sylben zu verlängern; hergegen verdoppelte man die Mitlauter, um sie (oder vielmehr den Selbstlaut) zu verkürzen. Herr Olivet glaubt, die Alten hätten nichts hierinn ohne guten Grund gethan:

** Diese Folge beweist nicht viel: weil die heutigen Musikmeister auf die Länge der Sylben, die sie in Noten setzen, gar nicht acht geben: sondern entweder allen gleichlange Noten geben, oder wohl gar den langen Sylben kurze, und den kurzen lange setzen. Dadurch verliert nun die Poesie in allen musikalischen Gedichten ihren Wohlklang ungemein. Nur in des Clerambault französischen Cantaten hat sich dieser Musikmeister vor diesem Fehler sehr in acht genommen.

than: so gar, daß sie auch zuweilen wider die Ableitung dieses letztere gethan, damit man gewisse Sylben nicht kurz aussprechen möchte, welches wider die Art der Lateiner gelaufen wäre; als in couronne, und personne, die von corona und persona kommen †.

Indessen klagt er, daß man bey ihnen täglich neue Aenderungen macht, und unter dem Vorwande, den Ausländern die Aussprache zu erleichtern, es soweit bringen wird, daß die Franzosen selbst keinen Führer haben werden, wie sie ihre Sprache aussprechen sollen. Er gesteht, daß die alte Rechtschreibung ihre Unbequemlichkeiten gehabt: aber sie ganz umzukehren, das würde noch ärger seyn. Er giebt es also zu, daß man die stummen auslassen könne, die nur anzeigen, daß ein Selbstlaut lang seyn soll, wie in teste, paste; weil ein Accent tête, pâte, eben das thun kann. Aber er hält es für nöthig, tette, patte zu schreiben, obgleich das eine T. nicht gehöret wird; weil die Verdoppelung des Mitlauts nöthig ist, die Sylbe (wie er redet, oder vielmehr den Selbstlaut) kurz oder scharf zu machen. Eben das hätte er von dem c. l. und in sagen können, welche von einigen Neulingen überall ausgemustert werden, wo sie doppelt stehen; als in acomoder, alonger; da man doch sprechen muß accommoder, allonger. Er beruft sich dabey auf die französische Academie, die in

† Hier widerlegt sich der Verf. selbst; indem er zeigt, daß ein doppelter Selbstlauter die Sylbe lang zu machen, und nicht zu verkürzen dient: ob er gleich den Vocal kurz, oder vielmehr scharf macht. Die Lehre de tribus moris der Sylben ist hier gut.

der dritten Ausgabe ihres Wörterbuches die rechte Mittelstraße halten wird. Je mehr die Rechtschreibung wankend wird, desto nöthiger wird es, die Prosodie fest zu setzen, dafern es irgend möglich ist.

In dem allen hat der Abt Olivet vollkommen recht; und wir könnten seine Sätze durch den völligen Parallelismus unsrer Sprache darthun, wenn es sich hier schickte. Auch bey uns wollen einige Neulinge alle doppelte Buchstaben, wider alle etymologische und prosodische Gründe abschaffen, und andre Seltsamkeiten mehr einführen; die doch durch die die Natur der guten Aussprache, und den Gebrauch der besten Scribenten völlig verworfen worden. Man muß also auch hier das rechte Mittel halten, und zwar das Ueberflüssige wegwerfen, aber auch die nöthigen Verdoppelungen sorgfältig beybehalten *.

Von der zweyten Abhandlung, die von den Accenten handelt, würden wir uns der Mühe begeben können, zu handeln; da sie hauptsächlich die Sprachmeister angeht, und Anfängern im Lesen eine Richtschnur geben soll: wir wollen aber dennoch etwas davon gedenken. Es unterscheidet der Verfasser den prosodischen, oratorischen und musikalischen, von dem nationalen und gedruckten Accente. Durch den prosodischen versteht er der Griechen ihren scharfen, schweren und gezogenen Accent; beantwortet sich
aber

* Siehe hiervon den Streit der doppelten Buchstaben, in der andern Ausgabe der Nachricht von der deutschen Gesellschaft in Leipzig.

aber den Zweifel nicht, der dawider gemacht werden kann. Denn diese drey Accente stimmen heute zu Tage mit der wahren Prosodie der Griechen sehr schlecht überein, ja sind derselben oft gar zuwider; indem eine prosodisch kurze Sylbe, oft einen Accent kriegt, der sie in der Aussprache verlängert, und dadurch den metrischen Wohlklang verderbet. Bey uns Deutschen geschieht dieses niemals, sondern unsre kurzen Sylben bekommen niemals einen Accent. Den oratorischen Accent erklärt er ganz gut, er kann aber schwerlich in Regeln gebracht werden, und kömmt auf das lebhafteste Naturell und die gute Urtheilungskraft dessen an, der da redet; ist aber auch nach Beschaffenheit der Länder und Provinzen mancherley. Den musikalischen muß man zwar den Componisten anheim stellen: aber der Hr. Abt hätte ihnen nur vorschreiben sollen, keine prosodisch-lange Sylbe, mit einer kurzen Note zu schwächen; und keine kurze durch den Gesang länger zu dehnen, oder eben so lang zu machen, als die dabey stehende längere. Dieses geschieht nun bey den Franzosen fast in allen ihren Chantons, wo mehr als eine Strophe nach derselben Weise gesungen wird. Denn da wird die natürliche Länge und Kürze der Sylben insgemein so zerlästert, daß man Mühe hat zu verstehen, was gesungen wird; wo man dieses kauderwelschen Singens nicht schon sehr gewohnt ist. Hieraus hätte er am besten die Nothwendigkeit der Prosodie in der französischen Dichtkunst darthun können; sonderlich für Poeten die Lieder machen. Denn die sollten wenigstens alle andre Strophen, nach dem

Syl-

Sylbenmaaße der ersten einrichten; damit auch die Melodie der ersten sich dazu schicken könnte, welches sie aber niemals thun.

Weil hier eine bequeme Gelegenheit ist, diese Anmerkung zu machen: so will ich das, was ich sage, mit einem bekannten Exempel erläutern. Riviere du Sreny hat im VI. B. seiner Werke ein Lied mit Noten in Kupfer stechen lassen, welches offenbar, und statt aller andern zeigt, daß die französischen Musikmeister, die Prosodie ihrer Sprache gar nicht verstehen, und dem Poeten seinen Text zu verhungzen pflegen. Die erste Strophe heißt so:

Vn sôt qui vëut fairë l'hâbilë
Dit qu'en lisânt il prétënd töt s'âvoïr.

Nun frage ich einen jeden, der nur die Länge und Kürze der Noten kennt; ob dadurch die Länge der Sylben nach der täglichen Aussprache der Franzosen wohl ausgedrücket worden? Ist es nicht so? wenn man diese Zeilen recht liest, so spricht man sie folgendermaßen aus.

Vn sôt, qui vëut, fairë l'hâbilë,
Dit, qu'en lisânt il prétënd töt s'âvoïr.

Wer sie anders aussprechen wollte, dem würde sein Sprachmeister mit recht einen Verweis geben, und sagen, daß er wider den Accent verstieße. Allein, wie hat der Componist sie gesetzt? Nach dem Werthe und der Gültigkeit der Noten, muß man sie so singen, wie sie vorhin gesetzt und bezeichnet waren. Mehr ist es nicht nöthig davon herzusetzen. Wer kann aber hier immermehr, das ün sôt, das fairë,
und

und das prätend, ertragen, oder erdulden? Würde man nicht in Paris für einen Gasconier, Niederbretagner, oder gar für einen Schweizer ausgeschryen und ausgelachet werden, wenn man so reden wollte? Und gleichwohl singen die artigsten Pariser nach einer so barbarischen Prosodie, die fast allen Sylben ihren natürlichen Ton und Accent benimmt. Doch trifft es freylich nicht allezeit so schlimm; wie denn auch in der folgenden Hälfte der Strophe etliche Zeilen ganz wohl zur Prosodie passen. Wie nun aus diesem Exempel erhellet, daß die Componisten den Poeten ihre Kinder verwahrlosen: also ist es auch gewiß, daß die Poeten den Musikmeistern das gute componiren ihrer Stücke unmöglich machen; indem in ihren Oden oder Liedern keine einzige Strophe mit der andern in der Prosodie übereinstimmt. Gesezt nun, der Componist hätte die erste Strophe ganz genau nach der Quantität der Sylben in Melodie gebracht: so wird sich diese zu allen folgenden gar nicht schicken; sondern der Sänger wird sich oft genöthiget sehen, ein sogenanntes e muet, ein stummes und folglich höchst kurzes E. welches in der täglichen Aussprache gar nicht einmal eine Sylbe macht, so lang zu zerrn, und mit Läuffern oder Trillern auszudehnen, als ob es ein recht gezogener und emphatischer Doppellaut wäre. Wie erbärmlich das aber den natürlichen Ton der französischen Aussprache verstümmele, das lasse ich alle diejenigen beurtheilen, die solche französische Chançons oder Tisch- und Trinklieder mit unparteyischen Ohren haben singen hören.

Von dem Nationalaccente erinnert er, daß sowohl die verschiedenen Abänderungen der Stimme, als auch die Länge der Sylben darunter begriffen werden. Er merkt hier sonderlich den gasconischen und normännischen Accent an, die von dem parisiſchen sehr abgehen, und versichert, daß man eine Redensart aus dem Umgange, in Montpellier oder Bourdeaux unmöglich so, wie bey Hofe aussprechen könne; da man doch eine französische Oper nach Canada schicken, und sie zu Quebec von Note zu Note könne absingen lassen, so wie sie zu Paris gesungen worden.

Was den geschriebenen Accent anlangt, so merkt er an, daß die französischen Accente, ob sie wohl so wie die Griechischen heißen und aussehen, doch nicht einerley Absicht und Nutzen mit denselben haben. Dieses ist bekannt; denn man setzt dieselben nur über etliche Selbstlaute, als e und a, um ganz was anders anzuzeigen, als die Erhöhung des Tones, oder die Vertiefung desselben. Bey dem la, a, ou, ändert ein Accent gar die Bedeutung des Worts. Bey dem bête, tôte, animât zeigt er einen ausgelassenen Buchstaben an, der vormals gedient, die Sylbe lang zu machen. Dergestalt schließt er: die gedruckten französischen Accente dienten höchstens die Sylbe lang zu machen; nicht aber sie zu erheben, oder zu vertiefen, wie die griechischen: und also wären sie nur durch einen Mißbrauch zu ihrem Namen und zu ihrer Figur gekommen.

Er kömmt also zu dem prosodischen Accente zurück, als über welchen allein man gewisse Regeln geben

geben kann. Daß Römer oder Griechen solche Accente in der Aussprache gehabt haben, dadurch man nach dem bloßen Gehöre, in Wörtern von einerley Buchstaben, verschiedene Bedeutungen unterscheiden können, das will der Herr Abt den alten Sprachlehrern zu gefallen glauben. Man sollte aber denken, er könnte es aus dem Worte Lepores selbst schließen, welches man auf zweyerley Art ausspricht, nachdem es Hasen oder artige sinnreiche Reden bedeuten soll. Was er und wir in diesem Falle können, das konnten die Alten in allen solchen Fällen. Hier wirft er nun die Frage auf, ob die französische Sprache Sylben habe, die an sich selbst, und außer der Verbindung mit andern betrachtet, erhöht, oder niedergedrückt werden müssen? Und so meynt er sich deutlich erkläret zu haben.

Allein uns dünkt fürs erste, daß dieses nicht die rechte Meynung sey, wenn man von der prosodischen Länge und Kürze redet. Denn dazu ist es eben nicht nöthig, daß eine Sylbe einzeln betrachtet, ihrer Natur nach schon lang sey. Ist denn z. E. im Lateinischen der Buchstab A, seiner Natur nach allemal lang, oder allemal kurz; und kann er nicht beydes werden, nachdem er entweder in der Nennendung, oder in der Nehmendung vorkömmt? Eben so kann es ja in andern Fällen kommen, daß eine Sylbe uns durch das Gutachten, oder durch die Aussprache eines Volkes lang oder kurz wird; ja wohl in verschiedenen Wörtern beydes seyn kann. Hernach ist auch so viel wahr, daß eine Sylbe,

besteht, mehr Zeit in der Aussprache erfordert, als eine andre, die weniger Theile hat. Denn die Zunge und Lippen müssen sie doch nacheinander bilden und hören lassen. Dieß giebt nun zu verschiedenen Regeln der latein. Prosodie den Grund ab: z. E. daß die Doppellaute, oder eine Sylbe, wo zwene Mitlauter auf den Selbstlaut folgen, lang; ein Vocal vor dem andern aber, kurz seyn sollen. Allein diese Regeln allein entscheiden weder im Lateine noch im Griechischen aller Sylben Länge und Kürze; leiden auch hin und wieder ihre Abfälle. Daher kann man, unsers Erachtens die Frage von der Prosodie der französischen Sprache, so nicht erklären, als der Herr Abt gethan hat: zu geschweigen, daß manche Sylbe, die an sich selbst lang genug seyn würde, in der Nachbarschaft einer noch längeren, oder die nur einen willkührlichen Accent von einem Volke bekommen hat, kurz zu werden scheint, weil sie den Ton verliert.

Dieser unsrer Meinung ist unter den alten Franzosen auch Theodor Beza zugethan gewesen; den der Herr Olivet anführt. Er entscheidet die obige Frage kurz und gut; indem er sagt *: „Eine jede Sylbe die den Accent in der Aussprache hat, sey lang, und alle übrigen kurz“. Diese Regel gilt bey

*) Illud autem certo dixerim, sic concurrere in Francica lingua tonum acutum cum tempore longo, ut nulla syllaba producatur, quae itidem non attollatur; nec attollatur vlla, quae non itidem acuatur: ac proinde fit eadem syllaba acuta, quae producta, & eadem grauis quae correpta. p. 74. l. c.

bey uns Deutschen auch, und hat allem Ansehen nach auch bey Griechen und Römern gegolten, ehe man bey jenen die wunderlichen Accente eingeführt hat, die ihrer alten Prosodie ganz zuwiderlaufen. Aber Herr Olivet will diesem großen Kenner der Prosodie doch nicht ganz, sondern nur in den meisten Fällen recht geben.

Wir übergehen den Schluß dieses Artikels, um aus dem V. noch etwas von dem Nutzen der Prosodie anzuführen. Denn nachdem er sehr subtile Regeln von dem französischen Sylbenmaasse gegeben, und man nun denkt, er werde dadurch die französischen Verse metrischer und wohlklingender zu machen suchen, als sie bisher gewesen: so steht auf der 101. S. Er habe gar nicht sagen wollen, daß eine metrische Versart im französischen möglich sey; oder wenn sie möglich wäre, sich für die Franzosen schicken würde. Hier möchte nun jemand fragen, warum er doch immermehr dieß Buch geschrieben? Er sucht indessen beyde Sätze so gut er kann zu beweisen. 1) Meynt er die französischen Wortfügungen litten keine solche Versehungen als die alten Sprachen gelitten; daher sey es unmöglich ein gewisses Sylbenmaass ungezwungen herauszubringen. Allein der P. Cerceau hat behauptet, die ganze französische Poesie bestünde in lauter Versehungen: wie reimet sich nun dieses zusammen? Ja man könnte dem Hrn. Abt Olivet leicht viele Zeilen, aus seinen besten Poeten vorlegen, die von ungefähr ganz jambisch, tröchaisch, oder anapästisch gerathen sind. Und wie müssen

wir Deutschen es machen, da wir auch nicht wie Griechen und Römer die Wörter untereinander werfen dürfen, und doch metrisch scandiren? 2) Will er doch noch gewissermaßen einen Nutzen der Prosodie einräumen, wenn man nur von den Poeten bloß den freyen Wohlklang fordert, den die Alten von den Rednern gefordert haben. Das ist aber in der Poesie nicht genug. Endlich gesteht er, daß auch die musikalischen Gedichte etwas besser nach dem Gesange könnten etngerichtet werden, wie wir oben bemerkt haben. Er führt ein Zeugniß an, welches zugiebt, was wir daselbst forderten: que le chant doit faire sentir exactement par la durée des sons, la quantité de chaque syllabe; et c'est ignorance ou negligence au Musicien, d'en violer les regles. Er führt auch den Bossius an, der in seinem Tract. de viribus Rhythmi, eben das gefordert hat, und giebt ihm einigermaßen recht. On est content du Musicien, lorsque son air exprime le sens des paroles: peut-être, qu'en meme tems il pourroit repondre à la Prosodie; et ce seroit une nouvelle source d'agremens. Doch da-

von wollen wir ein andermal
reden.

